

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 3

Artikel: Mittagessen bei einem reichen Chinesen
Autor: Omm, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664425>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

tes Liederbüchlein ins Haus kam, das in ganz steirischer und gar deutlicher Weise verfaßt war und das ihr Sohn in der fernen Stadt zusammengedichtet hatte. Und es kamen weltfremde Leute ins dunkle Waldhaus und lobten ihren

Sohn hoch über die Baumwipfel hinauf. Der Sohn aber strebte in der fernen Stadt seinem Lernen, seinen Arbeiten, seinem jungen Ruhme nach, bis er eines Tages im Winter 1872 die Nachricht erhielt, daß seine Mutter gestorben sei.

Mein Ideal.

Ein schöneres Ideal hat noch niemand geträumt,
Als meine sehnde Seele es hegt,
Ich seh' ein Paradies auf Erden erstehn,
Das wieder die Freude, die Liebe trägt.

Ich sehe die Völker des Erdenballs
Im Glanze der glorreichen Einheit stehn,
Ich seh' auf den Zinnen der Treue, des Rechts,
Der Bildung, die Fahne des Friedens wehn.

Ich seh' nur die Waffe des Geistes gezückt
Zum Troze dem Mordblei, zum Troze dem Schwert;
Ich sehe das Eisen dem Baue des Felds,
Der fausenden Werkstatt zugekehrt.

Ich sehe die Frau am häuslichen Herd,
Keine Sklavin der Willkür, der Mode mehr.
Eine Priesterin, traum, der wärmenden Glut,
An der Liebe Altar, des Hauses Ehr'.

Ich seh' den Mann, besiegend das Tier,
Das lauernd in seinem Busen steht,
Ich seh' ihn aufrecht, gütig und stolz
Bewußt sich der göttlichen Majestät.

Ich ahne, ich seh' die herrliche Zeit,
Ich sehe zur Wahrheit die Schönheit sich reihn,
Die Völker in Liebe verschlungen und frei,
Ich sehe die Menschen — Menschen sein!

Peter Rosegger.

Mittagessen bei einem reichen Chinesen.

Von Peter Omm.

Eines Morgens — es war vor zwei Jahren in Tientsin — klopfte der Hotelboy an meine Tür und übergab mir ein schmales, langes, grünes, pergamentartiges Kuvert, auf dem mein Name stand. Es enthielt einen hauchdünnen Seidenbogen, auf dem in chinesischer und englischer Sprache stand: „Hsü-Chang-Mi sieht es für eine Ehre an, Ihnen schmeichelhaften Wunsch, einem echt chinesischen Mittagessen beizutragen, zu erfüllen und lädt Sie für den kommenden Wochentag, den der weiße Ratschluß Ihrer ehrwürdigen Vorfahren als Freitag bezeichnet, in den stillen feierlichen Abendstunden acht bis neun zu einem Mahle in seinem Hause ein.“ Und in kleineren Schriftzügen standen darunter die Namen der Gäste, die außer mir eingeladen werden sollten, mit der Bitte, mitzuteilen, ob meinen Augen dies wohlgefällig sei. Ich gab dem Diener einige Zeilen mit, in denen ich mich bedankte und blumenreich und höflich versicherte, daß die Ehre und das Vergnügen durchaus auf meiner Seite lägen...

Am Freitag, kurz vor acht (weil es besonders fein ist, recht früh zu erscheinen) kam ich in Hsü-Chang-Mi's altes Haus, das äußerlich ziemlich europäisch aussah, innen jedoch vollkommen im alten chinesischen Stil gehalten war. Im Vor-

raum, der Diele, die mit Lampions, Seidenpapierfahnen (mit Namen, Titeln, Vorzügen und Verdiensten der Gäste beschriftet und bemalt) und bunten Bändern festlich geschmückt war, empfingen mich drei Diener, der älteste, gewissermaßen der Haushofmeister, verhüllte sein Gesicht für eine kleine Weile, damit meine Augen nicht von seinem Antlitz beleidigt würden. Ich sagte meinen Namen, er öffnete eine breite niedere Tür, schlug dreimal gegen einen Gong und rief in das Zimmer, in dem sich die bereits eingetroffenen Gäste befanden, meinen Namen mit allerlei merkwürdigen und schmeichelhaften Titeln und Ehrenbezeugungen. Ich betrat ein weiteres Vorzimmer, Hsü-Chang-Mi empfing mich; die Anwesenden, mit zwei Ausnahmen alles Chinesen, würdige und reiche Männer, begrüßten mich mit langen stummen Verbeugungen. Da ich der letzte Gast war, klatschte unser Gastgeber in die Hände, eine Tür öffnete sich nach einem kleinen Speisesaal, dessen Breitseite in einen kleinen, aber märchenhaft schönen Garten hinaufführte. Wir setzten uns an vierufige Tische. Ich saß an der linken, der Ehrenseite des Wirtes. Diener kamen und sammelten unsere Hüte ein und reichten kleine Käppis, die wir aufsetzten. Im Raum gab es keinen Teppich, an

einer Schmalseite stand ein Thron (auf dem der gute Geist des Hauses sitzt), geschmückt war der Raum durch die Einfachheit seiner Holztäfelung und die seidene Wandbespannung in zartesten Farben und durch einige schöne uralte Krüge und Vasen. In zwei Ecken standen Kupferbecken, in denen Holzkohlenfeuer glimmten. Die Tische trugen keine Decken, man sah auch keine Servietten. Vor jedem von uns standen ein Porzellannapf, bemalt mit dem „Wappen“ des Wirtes und seinem „Hong“ (Namenszeichen). Daneben lagen zwei Holzstäbchen statt des Bestecks, und ein Näpfchen mit Salzmandeln. Die Gäste gaben dem Wirt die schriftliche Einladung zurück, man stellte sich einander vor: „Mein beschiedener Name ist Soundso“ oder man fragte: „Darf ich Sie um Ihren ehrenwerten Namen bitten?“

Den geachtetsten Gästen schenkte unser Wirt darauf selbst einen Becher Wein ein, klatschte in die Hände, und die Mahlzeit begann. Diener trugen in schönen Schüsseln ungeheuer viel Gerichte auf, zuerst eine reichhaltige Auswahl von Nüssen, dann alle möglichen Leckerbissen, die den Appetit reizen sollten: saure Schnedden, verschiedene marinierte Fische, Krabben in Öl, gehackte Eier mit allen möglichen Kräutern. Es wurden große Krüge warmer Reiswein serviert, aus denen man sich nach Belieben bediente. Aber niemand trank viel von dem an sich nicht gefährlichen Wein; es ist eine Schande für den Gast, wenn er nicht nüchtern bleibt. Während der ganzen Mahlzeit ließ sich übrigens nicht ein einziges weibliches Wesen blicken, aber es schien nicht unerlaubt zu sein, daß sie durch schmale Gußlöcher in den Wänden uns Tafelnden zuschauten. Dann bat mich der Diener, von mehreren Suppen die zu wählen, die mir zusagte. Unter fünf verschiedenen Suppen, von denen mir einige zu unheimlich aussahen und zu stark rochen, wählte ich eine Haifischflossensuppe, deren ausgezeichneten Geschmack ich mehrfach erprobt hatte. Man prostete einander zu, unterhielt sich über zwei, drei Tische hinweg, und jedermann machte ein vergnügtes Gesicht. Die dicken Suppen aßen die Chinesen mit ihren Stäbchen mit einer unglaublichen Gewandtheit und so schnell, daß wir Europäer, trotzdem wir seit Monaten das Stäbchenessen probiert hatten, einen geradezu hilflosen Eindruck machten. Über Politik wurde nicht gesprochen, obwohl die Vorgänge in China zu jener Zeit alle Gemüter erregten. Desto mehr wurde, mit einer grenzenlosen Freimütigkeit, aber ohne

jeden Zynismus, über Frauen und Liebe geschwätz. Mich befragte man fortgesetzt über europäische Zustände und hörte aufmerksam zu, wenn ich sprach. Hatte ich etwas für chinesische Begriffe besonders Merkwürdiges oder Wichtiges gesagt, so wiederholte einer das von mir Gesprochene, um allen die Bedeutung des Gesagten klar zu machen. Nun kam aber noch lange nicht das Hauptgericht, es gab noch einmal Vorspeisen, diesmal besonders schmackhafte: Hirn in Ei gebacken, Wildfleisch mit Pilzen, Palmenherzen in Eiercreme, kleine Fische in Öl und Sahne, junge Hühner mit scharfen Gewürzen, gebratene Fischfilets. Die Fleischstücke, wie auch alles andere, waren mundfertig zurechtgeschnitten, da es auf dem Tische weder Messer noch Gabeln gab, womit man die Stücke hätte zerschneiden oder wenigstens auseinanderzupfen können. Ein Diener brachte eine Schüssel Mehlflöze; von Anfang an standen schon Riesennäpfe mit herrlichem Reis umher.

Wir hatten bereits Unmengen vertilgt. Die Wärme der Jahreszeit, die scharfgewürzten und warmen Speisen, dazu noch das Holzkohlenfeuer, hatten uns mächtig erwärmt. Einige fingen an, ihre Jacken und Überkleider abzulegen. Das war auch nötig und auf die Dauer unvermeidlich. Diener brachten Stöze von viereckigem dünnem rauhem Papier herbei, die man als Servietten, Taschentücher und zum Trocknen der Stirn benutzte und unter den Tisch warf. Die Stimmung war äußerst angeregt, alles sprach, schrie und gestikulierte.

Nun kam endlich das „Hauptgericht“, es gab gebratenes Wildschwein, Masthühner mit Mandeln gefüllt, Gemüse und herrliche Saucen. Auch davon verdrückten alle riesige Portionen, um darauf den nächsten Gang aufzischen zu lassen: Torten, Kuchen, Keks, Reisspeisen mit süßen Fruchtfüllungen. Der beliebte Speckfuchen, der beinahe vor Fett triefte und dick mit Zwiebeln übersät war, fand bei den Chinesen riesigen Beifall. Die meisten nahmen von allen diesen süßen Sachen etwas, und so verging fast eine Stunde, ehe dieser Gang zu Ende war. Man legte noch mehr Kleider ab, jeder machte es sich so bequem, als nur möglich. Hsü-Chang-Mi strahlte vor Freude, daß seine Gäste so tapfer zugriffen. Die Diener brachten neue Krüge voll warmen Wein, und dann gab es den letzten Hauptgang: gebratene Fisch mit Soleiern, gespickte Schweinelenzen, fette und wundervoll gebratene Hühner, in

Sped eingewickelte gebratene kleine Fische, gebackenen Reis.

Da wir nun schon über drei Stunden bei diesem üppigen Mahle saßen, befürchtete ich angesichts des unbegreiflichen Appetits der meisten, daß sie platzen könnten, aber viele wandten sich den neuen Gerichten mit so viel Freude und Genuß zu, daß man hätte meinen können, sie wären ausgehungert gewesen. Zum Schluß gab es Tee in hauchdünnen henkellosen Tassen, Torten, süße und säuerliche Früchte, eingemacht und roh.

Merkwürdig genug sind die Tischsitten. Abgesehen davon, daß Verdauungsgeräusche keineswegs unterdrückt werden, oder daß sich jemand am Benehmen des anderen stößt — das Absonderlichste bleibt doch, daß jeder einem anderen Gast, dem er klar machen will, daß er ihn achtet oder liebt, die besten Bissen von seinem Teller in den Mund schiebt. Unser Wirt ließ aus der Küche einen fast meterlangen gebratenen Fisch kommen und zerbröckelte ihn vollkommen, nur

um mir die schönsten und besten Happen in meinen Napf zu legen — und das alles mit dem liebenswürdigsten und freundlichsten Lächeln. Als die Chinesen unzählige Tassen fast kochendheißen Tee hinuntergetrunken hatten, kamen die Diener mit Kupferbecken voll heißen Wassers. Sie tauchten Handtücher hinein und reichten sie uns, wir „säuberten“ uns damit. Hsü-Chang-Mi ging von Tisch zu Tisch und sah nach, ob jeder fertig war, dann winkte er dem Haushofmeister, und der gab seinen Unterdienern einen Befehl. Diese stürzten sich auf uns, halfen uns in unsere abgelegten Kleider, brachten die Hüte, und man hatte den Eindruck, hinausgeworfen zu werden. Man bricht nämlich unmittelbar nach dem letzten Bissen oder Schluß auf, und die Ehrengäste müssen zuerst gehen. Der Abschied war wortreich, und dann stand ich auf der Straße — in einer weichgepolsterten Sänfte trugen mich Hsü-Chang-Mis Diener in mein Hotel zurück.

Stärnenacht.

Es ist a Stärnenacht
So schön wie nid gschwing eini;
J ha-mi usgmacht
Und luege, ganz alleini...

„Wenn i scho gstorbe wär!“
Chlagt jetz mis tote Hoffe —
„De wär mer 's Härtz nid schwär,
Dert stiend der Himmel offe!“

Paul Müller.



Neues Schulhaus „Waidhalde“ Zürich-Wipkingen.